

Martin Grahl

DER PFARRBERUF – GÖTTLICHE BERUFUNG ODER FREIER ANGESTELLTER?

Muss man wie Jesaja für den Pfarrberuf von Gott persönlich berufen worden sein? Wenigstens eine innere Stimme sollte man doch gehört haben? Aber wer sagt einem schon, ob die von Gott kommt und nicht aus dem eigenen Bauch! Hilft es, professionelle Werbemaßnahmen zu ergreifen, um den Pfarrstand nicht aussterben zu lassen? Hat man uns zum Pfarrberuf überredet? Es ist schön, wenn jemand eine besondere persönliche Glaubenserfahrung gemacht hatte, die ihn gewiss sein ließ, diesen Beruf zu ergreifen. Aber wir bedürfen dessen nicht. Gott spricht zu uns in jedem Gottesdienst. Da hören wir aus Jesaja: Du hast mir die Zunge eines Schülers gegeben,... Und wir dürfen uns dessen gewiss sein. Das Prophetenwort meint mich, ob nun als Christ in irgendeinem Beruf oder in der Weise, dass ich beginne, die Alten Sprachen zu erlernen. Ich nehme mir vor, einmal in eine Gemeinde zu gehen und auf der Kanzel das Gehörte nicht verschweigen zu wollen. Ich bereite mich dafür vor, öffentlich von Gottes Wort zu künden, auch oder gerade gegen alle möglichen Trends der Zeit und ihre Gewohnheiten. Es gilt öffentlich und persönlich, als Pfarrer*in zu trösten und zu ermahnen. Von mir aus kann und will ich das nicht: Wer wäre ich denn! Gottes Wort soll und darf auch durch mich Gehör bekommen. Dieser außergewöhnliche Beruf mutet uns prophetische Aufgaben zu. Gerne lasse ich mich in die Dörfer senden zu den Menschen, die sich (bildlich

gesprächen) „weiden“ lassen wollen. Und ich bin dabei nicht selbst Bischof der Seelen, sondern Mitschüler unter dem Lehrer, der die ganze Welt lehrt und uns zur Versöhnung führt. So feiern wir in der Gemeinde Woche für Woche lauschend und betend gemeinsam Gottesdienste, wie es uns das Feiertagsgebot lehrt. Meine Predigt soll dem Hören aufhelfen, aber niemanden belehren oder ihn gar nett unterhalten. Sie soll nicht für sich interessant sein, sondern das Interesse für Gottes Sprechen wecken.

Das ist nicht altmodisch, sondern biblisch, Eigenart der Kirche.

Pfarrer*in zu sein, ist kein Beruf wie andere. Wobei es kaum mehr Berufe im alten Sinn gibt. An ihre Stelle ist Arbeit getreten. Man sieht zu, dass man seine Arbeitszeit verkürzt: Möglichst viel Lohn für möglichst wenig und dafür hochqualifizierte Arbeit. In den Zwischenzeiten gibt es nicht nur notwendige Erholung, sondern als Belohnung möglichst viel „Freizeit“, also Zeit, die uns herausnimmt aus Pflichten und uns den Spaß der Selbstgestaltung ermöglicht.

Nebenbei, doch nicht nur nebenher bemerkt: Was wird aus der Ehe, wenn sie sich als Teil der Freizeitgestaltung versteht?

Auch Kirche scheint zum Element der Freizeitgestaltung geworden zu sein. Glaube als Privatansicht. Da, wo wir sonst Spaß und Ausgleich suchen, gibt es Angebote der Kirche. Dafür ist der Gottesdienst nicht geschaffen.

Wenn es um das Sonntagsgesetz geht, reden wir als Kirche doppelzünftig. Wir fordern allgemeine Freizeit und Zeit für den Gottesdienst in einem Atemzug. Freizeit um des Gottesdienstes willen? Ein heiliger Tag in der Woche um der Freizeit willen?

Wir erinnern den Wahlspruch der Benediktiner: Ora et labora, bete und arbeite! Ihre Berufung umfasst beides. Sie beteten im wahrsten Sinn des Wortes so viel, wie sie arbeiteten. **Wer eine Berufung hat, der arbeitet, ohne auf die Uhr zu schauen.** Was nicht heißt, dass er sich überfordert. Aber ein Handwerker im alten Stil arbeitete auch nicht im Akkord. Er schuf Dinge, und die erforderten halt ihre Zeit. Nichts da mit VBE oder betriebswirtschaftlicher Kalkulation. Nicht der Markt, sondern das Ding vor ihm war wichtig und was andere dann damit anfangen konnten.

Aus dem Landwirt ist heute ein sehr kluger, häufig studierter oder gar promovierter Landarbeiter geworden, der vollkommen unter den Gesetzen von Politik, Markt und Effizienz steht und nun die moralische Schuld dafür bekommt, den Acker vergiftet und die Umwelt verdorben zu haben.

Es ist nicht heilsam, wenn man den Pfarrberuf unter solche Maximen stellt: Arbeitsmarkt, Bedürfnisanalysen, Arbeitszeit und statistisch messbare Erfolge. Der „Personalschlüssel“ bestimmt, wie viel eine Pfarrperson leisten kann, ihr zuzumuten ist. Das Maß der Gerechtigkeit liegt an der Leistungsfähigkeit, nicht an dem, was Liebe gebietet.

Eugen Rosenstock Huessy sagte 1965 in einem Vortrag in seiner pointierten und ironischen Art:

„Wir tun geistige Arbeit. Ich erschrecke aber jedes Mal, wenn ich einen Kollegen

sagen höre, er arbeite über Jesus Christus, über den Apostel Paulus. Es kommt mit etwas überheblich vor, mit meiner Hände Arbeit über den Apostel, über den Herrn Jesus arbeiten. Das ist eine fatale Redensart. Je schneller sie verschwindet, desto eher will ich den Theologen wieder anfangen zu glauben. So geht das nicht. Man kann die Arbeit nicht auf alles übertragen.“ Ich selbst war deswegen immer unangenehm berührt, wenn wir in der Kirche von „Kinder-, Frauen-, Jugend- oder Männerarbeit“ sprechen. Aber mit solchen Worten zeigen wir der Öffentlichkeit an, wie nützlich und fleißig wir sind.

Wir leiden als Kirche seit Jahrhunderten unter Minderwertigkeitskomplexen.

Theologie sei auch eine Wissenschaft, darüber schrieben W. Pannenberg und J. Moltmann seinerzeit dicke Bücher. Wir hätten auch einen Beitrag für die Kultur zu leisten und wären wichtig für die Welt, auch wenn sie selbst das nicht so sieht, beeilt sich die Kirche zu sagen. Jesus sei auch ein wichtiger Religionsstifter gewesen. Gern fügt man bei solchen Reden hinzu: „im Grunde“ und nivelliert damit den Herrn der Welt gänzlich. Im Ethikrat brauche man unseren Rat. Wir als alter Seelsorgeverein müssten dann auch Pastoralpsychologie und Klinische Seelsorge treiben. Kirche werde untergehen, wenn wir nicht soziologisch mit Statistiken unsere Zukunft planen! Und ist nicht der Gottesdienst letztlich eine künstlerische Performance? Also sollten wir, um professionell zu sein, Schauspielunterricht nehmen. Und dann erst die Neuen Medien! Es gibt so viel zu tun, wir brauchen alle möglichen neuen „Arbeitsgruppen und -stellen“ in der Kirche.

Natürlich sollte man gemäß Paulus alles prüfen und nicht hinterm Mond wohnen wollen, aber man kann es auch übertreiben und Theologie und Glauben und Kirche in die Paradigmen der anderen einordnen. Nur: **Gott passt in keines dieser Paradigmen.** Psychologie würde Gott nur zu einem ihrer Faktoren machen. In schauspielerisch professioneller Performance ist „Gott“ Rollenvorgabe für den etwas vorspielenden Liturgen. Wir wollen als Evangelische Gott nicht vertreten, - spielen wir ihn jetzt?

Man könnte Gott einfach mal für den Moment ignorieren. Oder halt einordnen. Der ansonsten von mir hoch geachtete Philosoph Karl Jaspers erklärte Gott für eine Chiffre. Da wären wir fein raus. Wir könnten von Gott vollmundig sprechen, ihn letztlich aber gar nicht meinen. Mit einer Chiffre sprechen, sie zu Wort kommen lassen, wäre albern. Als Spinoza im 17. Jahrhundert begriff, was wir jetzt alle wissen von der geschichtlichen Bedingtheit der Heiligen Schrift, sah er keinen anderen Ausweg als Pantheismus, denn Gott kann nicht über die Welt hinausragen, selbst wenn er das Höchste in ihr wäre. Es brauchte Jahrhunderte, bevor Karl Barth wenigstens das Kreuz Christi als den Punkt begriff, der Theismus ihm intellektuell wieder ermöglichte. Schleiermacher erscheint da vielen bequemer. Unser Glaube ist doch ein sehr menschliches Ding, darüber können wir arbeiten. Da ist uns „Gott“ nicht so im Weg.

Wir sind als Christenmenschen von Gott berufen? „Tatsächlich“? Das ist offenkundig ein schlechtes Wort dafür, das übrigens im 18. Jahrhundert aufgekommen ist und sich dem Paradigma der Weltanschauung verdankt, die „Gott“ aus den Wirkmechanismen der

Welt entweder ausklammerte oder in sie einordnete.

Es ist ein sehr besonderer Beruf, Pfarrer*in zu sein. Ohne entsprechendes Glaubensbekenntnis ist er allerdings verloren.

„Sie arbeiten ja auch sonntags!“ Nein, habe ich nicht gemacht. Die Vorbereitung zum Gottesdienst mag man so nennen, aber Gottesdienste habe ich immer gefeiert. Ich hatte das Privileg, einen großen Teil meiner Zeit dem Gotteswort widmen zu dürfen. Und wenn, was leider viel zu oft geschah, der Beruf zur belastenden Arbeit verkam und ich mal wieder völlig urlaubsreif war, habe ich das nicht meinem Beruf angelastet, sondern allen möglichen anderen Dingen wie Verwaltung, Steinen im Weg, Ausbremsungen der Ausübung unseres Berufs.

Ich verstehe, dass es gerade für Pfarrfamilien anstrengend sein kann, kaum ein Wochenende gemeinsam „frei“ zu haben, weil Ehepartner und Kinder einen anderen Wochenrhythmus haben, in dem das „Wochenende“ Freizeit sein muss, der Erholung dienend. Warum hat man als Pfarrer*in einen „arbeitsfreien Montag“? Um sich von der Sonntagsarbeit zu erholen? **Muße tut Not, Hektik sollte nicht aufkommen, Gelassenheit sollte mich im Amt nicht nur an einem Tag der Woche bestimmen.** Vieles belastet in unserer Arbeit, macht uns den Pastorenalltag schwer. Was davon ist wirklich „notwendig“?

Um den Pfarrberuf „attraktiv“ zu machen, sollten wir auf sein Wesen schauen, das in der Berufung durch Gottes Wort und als Amt in der Gemeinde besteht. Dieser Bereich muss gehütet, bewahrt und ermöglicht werden,

jenseits von „Personalschlüssel“ und VBE.

Als Pastor*innen wirken wir wie Dinosaurier in einer Zeit, die mit Uhren gemessen wird und nach Effektivität giert. Wir sollen nicht nur vom „Lob der Langsamkeit“ sprechen und wie Beppo der Straßenkehrer aus „Momo“ sein, sondern überhaupt von „Ewigkeit“ predigen und sie auch in uns selbst einlassen, denn das Reich Gottes ist nicht hier oder dort, sondern in uns. Wir sollten nicht mit der Zeit gehen, sondern sie kritisch von der Perspektive Gottes her im Auge behalten.

In den Zeiten des Nationalsozialismus, der die Welt mit Gewalt, Vorrechten und Technik beherrschen wollte, wurde der Begriff des Wächteramtes wichtig. Es gab und gibt sehr viel in der Welt, das Gott sicher nicht gefällt. Und wir dürfen das als zur Verkündigung Berufene nicht ignorieren und uns mitten drin eine Wohlfühlkirche einrichten. Trösten geht anders und muss immer mit Mahnen verbunden sein, wie das Wort „Paraklet“ uns lehrt.

Arbeit ist eines der umstrittensten Themen unserer Zeit, weil sich ihr Charakter immer mehr zuspitzt als Geldverdienen und Bedingung für öffentliches Ansehen. Oder als „Selbstverwirklichung“? Das geht am Pfarrberuf vorbei. Ich verwirkliche mich besser nicht auf der Kanzel.

Arbeitslose gelten als Verlierer, die man durchschleppen muss, versorgen.

Wenn wir danach trachten, Jugendliche für den Pfarrberuf zu begeistern, müssen wir wohl zunächst versuchen zu verstehen, was er denn überhaupt ist. Ihn so zu gestalten, wie die jungen Menschen ihn gern hätten, wäre ein seltsames Unterfangen. Wer weiß, was die da so

bestimmt und treibt. Berufung geschieht auf anderer Ebene.

Den schönen und wertvollen Pfarrberuf machen nicht Predigt, Gottesdienst, Unterricht und Seelsorge unattraktiv.

Sind wir geistliche Angestellte in einem Religionsbetrieb? Getrieben von dem Druck, erfolgreich zu sein? Ständig Anträge schreiben zu müssen und seine Pfarrstelle rechtfertigen? Vom alltäglich Ärger ganz zu schweigen...

Am Ende lande ich wieder bei dem, womit ich diesen Text begonnen habe. Dem gilt mein Traum vom Pfarrberuf: Auf Gottes Wort hören. Zeit dafür haben. Mit den Psalmen singen. An diesen Quellen wachsen zu dürfen. Nicht von Spiritualität schwärmen, sondern in Frieden und Gelassenheit und Gottvertrauen leben und lieben zu können. **Sich von diesem schlichten Glauben so erfüllen lassen, dass andere meinen, es ging von mir Ruhe und Gelassenheit und ein gewisses Strahlen aus.** Das aber kommt nicht von mir, das kann und will ich nicht machen, das muss ich mir schenken lassen.

Endgültig verliere ich wohl nun alle ernsthaften Leser, wenn ich auch noch Morgenlieder aus dem Gesangbuch anführe: Ich „bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht“, „in meinem Studieren wird er mich wohl führen und bleiben bei mir“. Aber nichts anderes predigen und verkünden wir, und das sollte nicht auch, sondern vor allem im Pfarrberuf gelten dürfen. Dann ist er auch attraktiv.

Bin ich realitätsfremder Träumer?

Da wird mir von unerwarteter Seite klarer, wie es sein konnte, dass man im Mittelalter den Geist Gottes für realer hielt als die vergängliche Welt der zwingenden Tatsachen. Wenn wir uns vor allem Sachzwängen und der Logik der

Dinge beugen, unabweislichen Paradigmen, wird uns das Himmelreich zu unerfüllbarer Träumerei. Jakob hatte es wohl nur geträumt, Gott war gar nicht in Bethel.

Unser Beruf ist nicht nur etwas Besonderes unter sonstigen Berufen und der Arbeitswelt. Er ragt nicht daraus hervor, sondern unterscheidet sich wesentlich von ihnen. Am nächsten erscheinen uns dem noch Künstler und Musiker zu liegen, aber die sind heutzutage auf ihr Genie angewiesen, sie müssen originell, immer anders aus sich selbst heraus sein. Oder sind sie am Ende doch noch Hörende, Lauschende, Sehende, wie einst?

Wir brauchen kein Genie, wir sind Sprechende und Handelnde durch unsere Berufung. **Intuition bezieht sich in diesem Beruf auf Gottes Wort, nicht auf eigene Weisheit.** Am Anfang unserer Tätigkeit im Beruf steht die Ordination, eine Liturgie mit Handauflegung, wir stellen uns unter Gottes Wort und Segen. Man muss sich nicht wie katholische Priester auf den Boden werfen, auch aufrecht lässt sich der Auftrag entgegennehmen. Wir vertrauen uns dem Geist Gottes an mit dem, was wir fortan sagen und tun in diesem Amt. Damit stehen wir nicht höher als andere Berufe, im Gegenteil. Es ist ein dienendes Amt. Es stellt sich wie neben die vielen Tätigkeiten der Menschen. Um diesen Unterschied zu begreifen, ziehen wir uns Talar oder Albe im Gottesdienst über für diese Zeit, die es neben der Arbeit gibt und die definitiv kein Freizeitvergnügen ist. Die gottesdienstliche Amtstracht macht deutlich, in wessen Dienst wir da stehen und reden.

Für „Freizeit“ ist viel zu ernst, was wir dann zu verhandeln haben. Nein, auch das Wort ist unangebracht. Wir haben zu

hören und zu verkünden. Wir hören auf Gottes Wort mit all dem, was wir von unserer Gemeinde wissen. Und das bedarf großer Ruhe und Konzentration und sollte nicht nebenbei zu all den Verwaltungspflichten und viel zu vollen Kalendern „erledigt“ werden.

Die „Welt“ rast um uns herum. „Eins, zwei drei im Sauseschritt, läuft die Zeit, wir laufen mit?“ Es gibt den Sonntag - Gott sein Dank. **Gottesdienste unterbrechen Arbeit und Sauseschritt.** Doch wenn das für den Hauptliturgen auch nur noch Arbeit ist, lässt sich da nicht mehr viel retten. Verstehen wir uns als Ritualmeister für Freizeitgestaltung mit einem leichten Anstrich an vorsichtiger und wohlmeinender Sozial- und Gesellschaftskritik, werden wir zu Clowns, aber nicht Gottes, sondern der Leute. Dann reihen wir uns ein in die Hofpropheten des Alten Testaments, die den Herrschenden nach dem Munde redeten und vorgaben, Gottes Stimme zu sein. Luther sah den Leuten aufs Maul, nicht, um ihnen nach dem Munde zu reden und Gefallen zu suchen.

Was ich mit all dem sagen möchte, ist einfach und klar: **Besinnen wir uns besser auf das, was unseren „Beruf“ ausmacht.** Wir sollten nicht ängstlich auf Statistiken oder Misserfolgsmeldungen starren, sondern auf den, der uns beruft und was er uns und durch uns der Welt sagen muss, damit wir nicht mit Ninive verderben.

So war das damals in der Geschichte: Erst nach der Predigt sagte Gott dem enttäuschten Jona, dass er schließlich Mitleid mit uns und den Tieren habe und uns verschone.

Was wir brauchen, ist nicht die Frage, ob es für jede Pfarrwohnung auch eine Terrasse geben sollte oder wie sehr man Dienst- und Privatbereich baulich

abtrennen kann. Was die Attraktivität betrifft, sollte man die möglich Kandidaten nicht belügen mit Wunscherfüllung, sondern auf das verweisen, was ihr wesentlicher Inhalt ist. **Wir sollten theologisch überdenken, worin der Pfarrberuf in unseren Zeiten bestehen möge.** Dabei ist nicht entscheidend, was in unsere Zeiten und Gewohnheiten passt, sondern wie der Pfarrberuf sich unterscheidet im Vergleich zu den verschiedensten Berufen oder Arbeitsstellen unserer Zeit. Es ist damit wie mit Schuhmachern, die es kaum noch gibt. Der Schuh scheint der gleiche zu sein, ob er nun nach modernen Produktionsmethoden hergestellt wurde oder von einem Schuhmacher, der in Handarbeit einen wunderbaren Schuh herstellen wollte. Für die Dinge ist „old time fashion“ völlig unrentabel und oft unentschieden, was besser ist. Aber wenn

es um Berufung im christlichen Sinn geht, kann man das eine mit dem anderen nicht vergleichen. Wir kennen die Bibelstellen vom Mietling und Simon, dem Magier, der mit dem Heiligen Geist Handel treiben wollte.

Mehrheitsmeinungen zählen in Sachen des Glaubens nichts. Jeder Christenmensch wird von Gott direkt berufen: Ich habe dich bei deinem Namen berufen, du bist mein. Statistiken können das nicht erfassen.

Die aktuellen „Reformen“ werden vorrangig begründet mit Studienergebnissen und gründen in Zukunftsängsten und üben keinen geringen Druck auf Pfarrer*innen aus. Theologische Gründe erkenne ich kaum.

Dr. Martin Grahl

EIN KIRCHENTRAUM GEGEN DEN TREND

Der Alttestamentler Norbert Lohfink S.J. hat sich 1981 in einem kleinen Aufsatz darüber geäußert, wie er sich den Priesterberuf vorstellte (in: „Kirchenträume“ und „Geist und Leben 81“). Er war sich dabei bewusst, gegen den Trend der Zeit anzureden. Wir können seine Gedanken vierzig Jahre später als aktuelle Fragen lesen (auch uns Evangelische betreffend). Der von ihm kritisch betrachtete Trend war und ist stärker als seine Einwände.

Nach Lohfink steht die Kirche immer schon in der Gefahr, die Gerechtigkeit Gottes durch Fluchtmethoden ins Aus zu befördern. Er wertet sie als drei verführerische „Entlastungstheorien“: Schiebe das Reich Gottes ins Jenseits.

Verbanne es in den Raum der Innerlichkeit. Oder betrachte das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit als bürgerlich-private Angelegenheit.

Die Gerechtigkeit Gottes ist nach Lohfink jedoch Alternative zur Welt, die Gott uns gebietet. Die Kirche muss sich vor allem vor „Staatlichkeit“ schützen, und das meint nach Lohfink auch innerkirchliche Bürokratie, Plandenken und Machtstrukturen. Sie sollte nicht nach Anpassung streben und sich von dem Wunsch leiten lassen, allem nachzulaufen, was gerade Trend und „in“ ist, um anerkannt zu werden und als normal zu gelten. Diese Vorsicht ist im Übrigen gerade nicht „konservativ“, denn sie hält nicht einfach an alten Moden fest.

Der Pfarrberuf steht da an entscheidender Stelle, besonders die Verkündigung darf sich davon nicht einfangen lassen. Vielleicht ist es kein Zufall, dass wir lieber von PfarrerInnen als von PastorInnen reden, denn „Pfarrer“ kommt von „Pfründe“. Wir haben Wunder zu verkünden, nicht unsere Ideen. Wir sollten Kirche nicht als Subsystem von Staat und Gesellschaft ansehen. Lohfink übersetzt den Begriff der Kirche als *societas perfecta*, oder sagen wir gemäß lutherischer Tradition ruhig „unsichtbare Kirche“, als „vollausgestattete Gesellschaft“. Unser Augenmerk möge darauf liegen, eine Gemeinschaft zu leben, die vom dreifaltigen Gott geprägt ist. Die Pastorin vor Ort vermag das aber nicht durch ihre einzelne Person zu verwirklichen. (*Ich spreche hier einfach mal im generischen Femininum, um flüssig schreiben zu können.*) Dass der Pfarrberuf das nicht leisten kann, liegt in der Natur der Sache und daran, dass manche Gemeindeämter in der Praxis häufig verkümmert sind und nur als fakultatives „Ehrenamt“ gelten. So wollen wir als Pastorinnen zu viel selbst machen.

Würden nun bei den aktuellen Reformen Pastorinnen zu Wanderpredigerinnen werden, nicht mehr in einer Gemeinde mit Residenzpflicht eingebunden, wäre das freilich eine sehr harte Therapie, um die Gemeinde auf sich selbst zu stoßen. Man entzöge der Kirchengemeinde vor Ort das Amt der Verkündigung. Damit entmündigte man die Gemeinde in einem bislang unbekanntem Maß. Man bedenke dabei, wie sehr sich die anderen Ämter und Aufgaben einer Kirchengemeinde auf die Verkündigung beziehen. Schließlich ist Kirche die aktuelle Versammlung der Glaubenden, Hörenden, auf Gottes Wort Vertrauenden (CA VII).

Wir wissen, wie flüchtig Gemeindestrukturen sind, sich die Zusammensetzungen von Gruppen und Funktionen in Ortsgemeinden beständig ändern. Man schaue nur auf die so wichtigen Kinder- und Konfirmandengruppen: Da lässt sich nichts halten. Einer meiner Vorgänger in Schwerin hat vor einem halben Jahrhundert versucht, Kirchengemeindegeschichte zu schreiben, ein sehr bedenkenswerter Ansatz. Der *stabilitas loci*, wie es in den Klöstern hieß, die Stabilität des Ortes vermag die Veränderungen der Zeit und Entwicklung zu tragen.

Die Unverfügbarkeit der Gemeindestrukturen, ihrer Personen und Gruppen ist Segen. Denn Vertrauen und Frieden sind nicht zeitlos, sie sind Ereignis, also zeitlich. In der Kirche, also den Kirchengemeinden, können wir ein Vertrauen entwickeln und erfahren, wie gesellschaftliche Institutionen und auch wir selbst von uns aus es kaum vermögen. Wir singen und beten miteinander in aller Regelmäßigkeit und bei aller Unterschiedlichkeit. Wir lassen uns gemeinsam demütig Sünden vergeben und pflegen den höchst denkbaren Anspruch an uns selbst. „Die Friedensbewegung im Sinne Gottes läuft über eine Modellgesellschaft.“ Von der Kirche sollte man lernen können. So wie Israel dem biblischen Verständnis nach der Welt zum Zeichen gesetzt ist. Das ist der Sinn der Erwählung Israels.

Wir sollten gar nicht erst versuchen, eine „Servicekirche“ zu sein, die die Menschen geistlich versorgt, sondern uns darauf besinnen, eine Gemeinschaft unter dem Kreuz zu sein, im wahrsten Sinn des Wortes: „alternativ“, von woanders her geboren, neben der Gesellschaft. Taufe und die darauf bezogene Konfirmation bedeutet Neugeburt. Sie ist kein frommer Dienst an

Übergangssituationen, Passagenritus im Sprachgebrauch der Ethnologen.

Die Pastorin ist „Laie“ des Gottesvolkes, Glied der Gemeinde. Unser Haupt ist Christus. Sein Geist prägt durch verschiedene, einander ergänzende Ämter und bringt so Menschen zueinander. Weder ein Kirchenkreisbeschluss noch eine juristische Verfassung konstituieren eine Gemeinde, sondern das muss Gottes Werk bleiben. Wo anders geschähe das als in Wort, Sakrament und tätiger Liebe, die daraus quillt?

Lohfink erinnert an Johannes 21: Petrus verleugnet Jesus dreimal. Jesus fragt ihn: Liebst du mich? Nachdem sich Petrus dreimal diese Frage gefallen lassen musste, sagt ihm Jesus: Weide meine Schafe. Das ist nichts weniger als die Gründungsurkunde unseres Amtes. Leitung im Sinne von Macht, Administration und institutioneller Befugnis ist das nicht. Und dieses Amt kann sich solchen Strukturen auch kaum unterordnen, ohne an der „Vollausstattung“ durch Gottes Geist Abstriche zu machen, auf der Gemeinde beruht. Das Amt der Pastorin besteht darin, einen gebührenden Freiraum für die Verkündigung der Wunder Gottes zu haben. Kirchenrecht bewahre ihr diesen Freiraum.

„Wenn der Kirche das Zeugnis ihres Wunder- und Geschenkcharakters (*also der Gnade*) ausgeht, dann kippt sie um und wird wieder zu einer von Menschen

gemachten Gesellschaft. Dann ist alles verloren.“ Dann ist sie nur noch frommer Verein, sie hätte ihre Daseinsberechtigung eingebüßt.

Wie hatte Luther es gesagt? Nur Gnade, nur Wort Gottes, nur Christus, nur Glaube. Es braucht nicht mehr, um das Amt der Pastorin zu beschreiben. Diese Freiheit hat sie zu beanspruchen, dafür braucht sie Zeit, Ausbildung und Muße, und zwar nicht neben all der Administration und den praktischen Tätigkeiten, sondern in der Hauptsache.

Und was das Gemeindeleben betrifft: Es kann sehr einfach sein, in einer Atmosphäre schlichter Gemeinschaft einander gut zu sein. Das ist nicht nur, aber vor allem etwas für den jeweiligen Moment und völlig unabhängig von großen Zahlen. Wer denkt, dies oder jenes „lohne“ sich nur, wenn die Zahlen beachtlich erscheinen, denkt marktwirtschaftlich, nicht aber von der Liebe her. Das können wir uns nicht leisten? Dafür gibt es uns.

Verstehen wir uns in den Gemeinden als „Stadt auf dem Berg“, als „Salz der Erde“? Wird das bei uns erfahrbar? „Die frühen Gemeinden der Christenheit haben sich so verstanden. Die Welt staunte, die Kaiser zitterten, die Hoffnungslosen fassten Hoffnung.“ (Lohfink, Kirchenträume S. 89)

Dr. Martin Grahl